

zum absoluten Paradox, zum Aufstand des Einzelnen gegen die Masse, d. h. gegen »alles, was ein Mensch von Natur liebt« (227). Hierbei wird Kierkegaard sehr als Gegentyp des Humanisten Burckhardt und darum etwas einseitig gezeichnet.

Ansätze zur Überwindung der Krise findet M. mehr bei Burckhardt; denn er erscheint »in manchem nicht nur humaner, sondern auch christlicher als Kierkegaard« (249). »Die naturhafte Christlichkeit« (249) Burckhardts weist eher »den Weg ins Freie« (251) als Kierkegaard, der schließlich nur beweist, daß eine »Seele, die nicht mehr menschlich sein will und damit ihre gottgeschenkte Natur verleugnet, auch nicht christlich zu sein vermag« (250).  
Joh. B. Lotz.

*Rauschenberger, W., Erb- und Rassenpsychologie schöpferischer Persönlichkeiten.* gr. 8<sup>o</sup> (318 S.) Jena 1942, Fischer. M 18.—; geb. 19.50.

Der Verf. behandelt zwölf deutsche Genies. Entsprechend der heutigen Lehre, daß die Anlagen des Menschen vererbt sind, will er zeigen, daß in der Reihe der Ahnen, besonders der nächsten, die hervorragendsten Eigenschaften vorkommen, die sich beim Genie verbinden. Für Goethe wird das auf 90 Seiten durchgeführt. Bei ihm vereinigen sich fast alle deutschen Stämme. Das fränkische Element herrscht vor mit seiner Lebhaftigkeit, Anschaulichkeit, seinem Wirklichkeitssinn, der raschen Auffassung und Anpassung, seinem Mangel an abstrakter Begabung. Vor Goethes Übersiedelung nach Weimar überragt der Einfluß seiner Mutter: ihre starke Phantasie, überragender Verstand, natürliche Herzengüte, große Sprachgewalt, geistige Frische. In dieser Periode entstanden seine packendsten Werke. In der späteren Zeit wird er dem Vater ähnlicher in Gründlichkeit, Fleiß, Beharrlichkeit. Die Gedichte kommen bei ihm oft plötzlich und mußten schnell niedergeschrieben werden; an Werthers Leiden habe er einem Nachtwandler ähnlich geschrieben. Das dichterische Talent als solches ist fast immer ohne nachweisbare Ahnen. In seinen geistigen Eigenschaften sieht Verf. am meisten vertreten die nordische, dinarische und westische Rasse.

Es folgen eine Reihe Musiker: 2. Ludwig van Beethoven stammt aus einer musikalischen Familie. Außerdem ist er oft rauh, aber von warmem Gefühl. Er ist ungeniert im Auftreten, für jeden zu sprechen. Seine musikalischen Gefühle sind in ihrer Tiefe, in der Gewalt der Gefühle, ihrer Erhabenheit das denkbar Höchste. — 3. Fr. Schubert ist ein Sudetendeutscher, hat etwas Weiches, Gemütliches. Sein Vater war Musiker. Seine Musiklehrer finden regelmäßig, daß er alles schon weiß, was sie ihn lehren. Er geht ganz in seiner Kunst auf, besonders in deutschen Lied, worin er das denkbar Höchste leistet. — 4. C. M. von Weber ist aus schwäbisch-alemannischem Stamm. Manche seiner Vorfahren, auch seine Eltern sind musikalisch. Wie immer folgen Vermutungen über Rasseelemente, die sich bei ihm finden. — 5. Karl Löwe aus thüringisch-obersächsischem Stamm stammt gleichfalls von musikalischen Eltern. — 6. Richard Wagner hat ebenso viele musikalische Ahnen. Seine Geschwister waren fast alle Schauspieler und Sänger. Nordisch ist seine ungewöhnliche Schöpferkraft, seine Kühnheit im Betreten neuer Wege; dinarisch ist seine Leidenschaftlichkeit. In seiner Musik wächst alles ins Ungeheure. Er leistete nur 7—8, aber ganz große Werke, an denen er jahrelang arbeitete, und dichtete die Texte alle selbst. — 7. Hugo Wolf ist ein besonders gefeierter Liederkomponist. Sein Vater war musikalisch. Seine Fähigkeit zu leidenschaftlichen Affekten und zum plötzlichen Übergang zwischen ihnen ist mediterran. Binnen weniger Wochen überfallen ihn 43 Mörike-Lieder; dann Monate oder Jahre Fruchtlosigkeit bis zur nächsten Welle. Er starb an Paralyse. —



Übergang zu den Philosophen: 8. Friedrich Schiller. Die Ahnen und Kinder werden eingehend nach ihren Eigenschaften beschrieben. Er ist hauptsächlich Dramatiker. Seine Haupttendenz ist Kampf für die Freiheit, Hochhaltung der Freundschaft. Er ist auch Denker und Philosoph. Dinarisch ist das Pathetische seiner Sprache. — 9. Im. Kant. Starke Gemütsregungen und Leidenschaften fehlen; dagegen ist seine Willensstärke ungewöhnlich: eine strenge Tagesordnung von 5 Uhr morgens bis 10 Uhr abends; sein Schädel ist sehr lang und breit, was nicht nordisch ist; dagegen ist er seelisch überwiegend nordisch. Fast nur nordische Völker haben große Denker hervorgebracht, besonders große Systematiker und Metaphysiker (Man denke aber an Plato, Aristoteles, Augustinus, Thomas, Suarez!). Stark ist seine Wahrheitsliebe; nur dadurch konnte er der große Reformator werden, die Truggebäude der früheren Metaphysik stürzen, »mochte er sich auch in der Begründung seiner Annahme geirrt haben«. Durch seinen Hang zur Symmetrie kommt er zu manchen Irrtümern. Für die Kulturwissenschaften, für das Geschichtliche hat er keinen Sinn. — 10. A. Schopenhauer. Eigen ist es in seiner Familie die Hartnäckigkeit. Er lehnt starr jede Weiterbildung seines Systems ab und hält sein System sein ganzes Leben lang fest, ohne im geringsten eine Änderung vorzunehmen. — 11. Ed. v. Hartmann. Sein Gedankengebäude hat eine Geschlossenheit, wie es in der Geschichte der Philosophie selten ist. Er ist ungeschichtlich, rein auf das abstrakt Begriffliche gerichtet. Er hat mit der Philosophie des Unbewußten einen großen Erfolg gehabt. Viele seiner Werke, besonders die erkenntnistheoretischen sind von bleibendem Wert. — 12. Fr. Nietzsche ist vom leidenschaftlichen Anhänger des Christentums sein fanatischer Gegner geworden. Er bekämpft das Christentum, nicht bloß das Dogma, sondern auch die Moral. Ihm ist der oberste Wert das Leben, seine Größe, Stärke, Machtentfaltung; statt Gott will er den Übermenschen; er vertritt die schrankenlose Lebensbejahung. Er ist mehr ein Dichterphilosoph; sein Stil ist berauschend, pathetisch, leidenschaftlich und »der Hauptgrund seines Ruhmes«. Er schwärmt für Cesare Borgia, für Napoleon, für Voltaire. Mit 45 Jahren befällt ihn die Geisteskrankheit der Paralyse.

Es folgen einige allgemeinere Kapitel: 13. Die rassistischen Grundlagen der deutschen Tonkunst: An ihr ist besonders beteiligt die dinarische, alpine und mediterrane Rasse; die nordische insofern, als sie im Komplex des Tondichters die Schöpferkraft beisteuert. — 14. Der Einfluß der fälischen Rasse auf die deutsche Kultur. Viele dem Deutschen eigentümliche Züge werden mit Wahrscheinlichkeit auf den fälischen Stamm zurückgeführt. Dazu passen die breitstämmige Gestalt, die Ausdauer in der Arbeit, die Klugheit und sittliche Reinheit, die Erasmus den Westfalen zuschreibt. — 15. Die Begabung der mitteleuropäischen Rassen für Mathematik und mathematische Naturwissenschaft. Diese vererbt sich stark in der Familie Bernoulli bei acht Mitgliedern. Körperliche Eigentümlichkeit ist breites Gesicht, kurze Nase, geringe Gesichtshöhe, breite und steile Stirn. Die Germanen haben in mathematischer Wissenschaft mehr geleistet als andere Völker. — 16. Die rassistischen Grundlagen der Malerei. Die größten Leistungen hat der Südwesten und die Niederlande, beidemale auf dem Teil des Gebietes, wo die nordische und alpine Rasse sich kreuzen.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Die Darstellung bietet viel Material. Indessen wird die Vererbung des Genius nicht dadurch bewiesen, daß bei verschiedenen Vorfahren verschiedene Eigenschaften des Genialen sich vorfinden; dasselbe und mehr findet sich auch bei den nicht-genialen Nachkommen. Wie ganz anders durchschlagend ist der Beweis Galtons für die Vererbung hoher Intelligenz



durch die außerordentlich viel größere Zahl hoch intelligenter Verwandter. Die Darstellung der Rasseneigenschaften ist wenig überzeugend, da fast bei jedem Genialen sehr verschiedene Rassen aufgestellt werden. — Wenn bei den genialen Denkern von der Wahrheit ihrer Lehren ganz abgesehen wird, scheint für die Genialität einzig entscheidend, daß jemand großen Eindruck macht, etwa Nietzsche durch seinen blendenden Stil. — Das Wertvolle am Buch scheinen die vielen Einzelheiten.

J. Fröbes.

v. Weizsäcker, C. F., *Das Verhältnis der Quantenmechanik zur Philosophie Kants*: Die Tatwelt 17 (1941) 66—98.

Die moderne Physik stellt die Philosophie vor eine vollkommen neue Situation, die philosophisch noch keineswegs gemeistert ist. Um dieser Aufgabe die Wege zu bahnen, unternimmt es ein Fachphysiker in dankenswerter Weise, seine »vorläufigen Betrachtungen gleichsam als Bitte um Zusammenarbeit und Kritik jetzt schon vorzulegen« (98). Einen Ausgangspunkt für die philosophische Bearbeitung der Physik glaubt er dabei in der Philosophie Kants gefunden zu haben.

Die philosophisch bedeutsamsten und grundlegendsten Gedanken scheinen uns in den beiden ersten mehr vorbereitenden Abschnitten der Arbeit enthalten zu sein, während der 3. Teil diese Gedanken in das Licht der auf neue Weise interpretierten Philosophie Kants rückt. Der 1. Teil (67—76) bringt eine Zusammenfassung der quantenmechanischen Aussagen, die für die philosophische Besinnung von Belang sind. Oft ist behauptet worden, die Quantenmechanik verzichte auf Anschaulichkeit und die Geltung des Kausalsatzes. Anschaulichkeit wird dabei im Sinne der klassischen Physik verstanden und bedeutet die Möglichkeit, die Ergebnisse physikalischer Forschung abzubilden durch ein Modell im euklidischen Raum. Als Voraussetzung gilt, daß die Verhältnisse, die sich in der Wahrnehmung offenbaren, auch übertragen werden können auf das nicht-wahrnehmbare Gebiet des Kleinen und Kleinsten. In der Quantenmechanik lassen sich nun alle Erfahrungen gleichfalls durch ein solches Bild darstellen, wie ja bei allen Messungen auch der Quantenmechanik nur klassisch definierte Größen vorkommen. Unter dieser Rücksicht muß demnach auch die Quantenmechanik anschaulich genannt werden. Indessen verzichtet nach W. die quantenmechanische Denkweise darauf, den anschaulichen Bestimmungsstücken, die in einem bestimmten Experiment nicht in Erscheinung treten können, überhaupt einen objektiven, vom jeweiligen Beobachtungszusammenhang unabhängigen Sinn zuzuschreiben. Die oft wiederholte Behauptung, die Quantenmechanik habe die Ungültigkeit des Kausalgesetzes erwiesen, wird von W. dahin berichtet, daß im Gebiet der quantenmechanischen Forschung eine Grenze für die Anwendbarkeit des Kausalgesetzes sich gezeigt habe.

Einen Deutungsversuch der geschilderten neuen Sachlage bietet der fundamentalste und folgenschwerste Begriff der Darlegungen W.s, der Begriff der Objektivierbarkeit, der uns der tiefste Kern der Betrachtungen des Verf. zu sein scheint. Nach der Quantenmechanik kann von zwei zueinander »komplementären« Sachverhalten eines physikalischen Objektes (wie Welle—Korpuskel, Ort—Impuls eines Elementarteilchens u. a.) jeweils nur einer genau bekannt sein. Welcher von beiden Sachverhalten gewußt wird, hängt von der Art des angestellten Experimentes ab und ist somit der Willkür des Physikers anheimgestellt. Entscheidet er sich für ein Experiment, das ihm die genaue Kenntnis etwa des Ortes eines Elektrons gestattet, dann verzichtet er notwendigerweise auf die Kenntnis des Impulses, die für diesen Fall dann unmöglich ist. Wird eine quantenmechanische Aussage über ein Bestimmungs-